

CHRISTIAN BARON

Proleten

Pöbel

Parasiten

WARUM DIE LINKEN
DIE ARBEITER VERACHTEN

DAS NEUE BERLIN

Über das Buch

Die linke Bewegung in Deutschland hat ein Problem: die große Frage, wie die Welt zu einer besseren wird, soll vorrangig über individuelles Verhalten gelöst werden. Selbstopтимierung verdrängt den Klassenkampf. Christian Baron untersucht das Verhältnis der Deutschen zur sogenannten Unterschicht und analysiert dabei das breite Spektrum der linken Bewegungen hinsichtlich sozialdarwinistischer Einstellungen. Er warnt vor der Gefahr, dass die Arbeiter, die für linke Gruppen irrelevant geworden sind, sich noch zahlreicher rechten Parteien wie AfD und Co. anschließen könnten.

Über den Autor

Christian Baron, geboren 1985 in Kaiserslautern, studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Germanistik. 2012 erschien von ihm und Britta Steinwachs das Buch »Faul, frech, dreist: Die Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch Bild-Leser*innen«. Baron lebt in Berlin und ist Feuilleton-Redakteur für Theater und Bildende Kunst bei der Tageszeitung »Neues Deutschland«.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-01311-8

© 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Printed in EU

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Alle Menschen, die in diesem Buch auftauchen, gibt es wirklich. Wenn es sich nicht um Personen der Zeitgeschichte oder um Leute handelt, die bereits aus eigenem Antrieb in der Öffentlichkeit stehen, wurden die Namen geändert, um Privatsphäre und Persönlichkeitsrechte zu schützen. Wenn es zur Verfremdung notwendig erschien, wurden bei manchen auch weitere biografische oder geografische Daten verändert.

Inhaltsverzeichnis

Auftakt

Klassenhass ist überall	9
-------------------------------	---

1. Einmal arm, immer arm

Der Hass auf die Unterschicht	18
»Warum hast du nicht nein gesagt?«	18
Abgehängte in einer abgehängten Stadt	20
Atemlos am Asternweg	23
»Leitkultur der Unterschicht«	27
Hymnen auf die edle Mitte	30
Leistung, Leistung über alles	32
Gibt es denn keine Armut mehr?	34
Stereotype, so weit das Auge blickt	36
Grauen ohne Ende	39
Eine Gesellschaft der Drohungen	41

2. Studierende bleiben lieber unter sich

Die Akademisierung des Protests	45
Bloß nicht auffallen!	46
Der tendenzielle Verfall des Lebensstandards	48
Zu hoch für dich	51
Die Jünger des Heiligen Marx	56
Geschichte ohne Parteibewusstsein	58
Schmerzhafter Klassenverrat	62
Redelisten, Redelisten!	65
Bildungspolitik nach Art der Mittelschicht	67
»Natüüürlich spricht drr Länz zu miirr«	70
Junge Leute in Trainingsjacken	73

3. Update für den Sozialstaat

Wenn die gute Arbeit verloren geht	76
In den Mühlen des Systems	77
Ratten fangen oder Organe spenden?	82
Auf eine Zigarette mit Inge Hannemann	88
Bei 's Herrn Paffe	92
Der elitäre Blick auf soziale Probleme	98
Wichtig ist, was hinten herauskommt	101
Der Arbeiter als linke Projektion	106
Wir schufteten uns zu Tode	108
Ich möchte lieber nicht	111
Für ein Leben ohne Angst	114

4. Hau den Nazi-Proll

Über die Furcht vor dem Fremden	117
Nicht labern, sondern anpacken!	118
Der Nazi-Ork von Hellersdorf	120
Argumentieren statt dämonisieren	123
Reaktiver Nationalismus und Flüchtlingsaktivismus	126
Kokos-Tofu-Suppe im Schnellrestaurant	129
Ist Multikulti gescheitert?	131
Keine Religionskritik, nirgends	135
Von der Freiheit des Kindes	138
Der Ball ist rund, nicht böse	141
Der aufhaltsame Aufstieg der AfD	145

5. Mit der Kreditkarte die Welt retten

Das gute Leben der Bessermenschen	149
Der gute und der böse Kapitalismus	149
Das richtige Leben im Falschen	153
An der Spitze der Bedürfnispyramide	155
Politisch korrekter Konsum	157
Zu Gast im autoritären Bio-Haus	160
Neukölln hat Schaum vorm Mund	162
Eure Armut kotzt uns an	167

Neoliberalismus jenseits des Wachstums	170
Ethnographie der Rucksackreisenden	172
Ab in die Gesundheitsdiktatur!	175

6. Alle wollen Opfer sein

Am Abgrund der postmodernen Subkultur	178
Normale Privilegien reflektieren	179
Genderqueerpostcolonial	181
Keine Macht der Zärtlichkeit	183
Weißer mit Dreadlocks sind Nazis	187
In der Kaste der Eingeweihten	188
Süßes von der Kerwe	189
»Verzicht ist Genuss«	192
Pflege des guten Gewissens statt der guten Sache	195
Das Elend der Moral	198
Ohne Heu kann auch das beste Pferd nicht furzen	202

7. Schantall, heul' leiser!

Wie die Medien nach unten treten	205
Was Unternehmer unter Satire verstehen	205
Antreten zum Anpassen	212
Feuer frei für die Kalauerkanone!	216
Für die da unten ist hier oben kein Platz	218
Wer Journalist sein will, muss Geld mitbringen	221
Schmoren im Saft der Selbstvergewisserung	224
Die Angst des Bürgers vor den Armen	225
Im Sog des Lügenpresse-Chors	228
Dialog am digitalen Stammtisch	231
»Deutschlands frechster Arbeitsloser«	233

8. Kein Herz für Arbeiter

Im Dünkel der Hochkultur	236
Sport ist das »Crack des Volkes«	236
Arbeiter vergraulen und Adorno rezitieren	237
Das Besäufnis und die Ästhetik des Widerstands	240

Von der Proleten-Plörre zum linken Lifestyle	242
Studentische Geschmacksstudien	244
Befriedung durch Beteiligung	247
Schweiger, Schweighöfer, Stromberg	252
Alles so schön kompliziert hier	255
Zum ersten Mal im Theater	258
Unterwerfung als Rettung	262
9. Schlusspunkt	
Für einen linken Populismus	265
Dank	275
Anmerkungen	277

Auftakt

KLASSENHASS IST ÜBERALL

Schwungvoll kracht mein kleiner Kinderkörper gegen die Wohnzimmerwand. Auf allen vieren krieche ich zum Stahlofen in der hinteren Ecke des Raums. Ich spüre Tränen auf meiner Wange und wische sie weg. Während ich aufstehe, sehe ich den Behälter mit dem zum Verfeuern zurechtgeschnittenen Holz. Blitzartig reift ein Entschluss in mir. Ich packe mir eines der Stücke. Noch immer der Wand zugeneigt, stemme ich es mit beiden Händen weit über meinen Kopf. Langsam drehe ich mich um. Auf der Couch sitzt der Mann, der mich gerade gegen den Gips geklatscht hat, weil ich einem seiner Befehle nicht folgen wollte. Mit aufgedunsenem Gesicht sieht er mich teilnahmslos an. Ich gehe einen Schritt auf ihn zu. Ich bleibe stehen. Ich gehe noch einen Schritt auf ihn zu. Als ich direkt vor ihm stehe, ziehen sich seine Augenbrauen zusammen. Er duckt sich, löst aber nicht die Umklammerung seiner Bierflasche. Er hat wirklich Angst vor mir. Angst. Vor mir. Der Möbelpacker mit den mächtigen Muskeln fürchtet sich vor seinem achtjährigen, asthmakranken Sohn. Mein Blick muss schrecklich anmuten: entstellt, irre und hässlich. Jetzt entscheiden Bruchteile von Sekunden über Selbstbeherrschung oder Irrenanstalt.

17 Jahre später, im März 2010, sitze ich in einem großen Büro zwei Männern gegenüber, einer mit und einer ohne Bart. Gemeinsam stellen sie mir unablässig Fragen. Mit manchen meiner Antworten scheinen sie zufrieden. Ich bin aufgeregt wie am ersten Schultag und denke an den Schweiß auf meiner Stirn. Ich hoffe, die Herren Professoren sehen ihn nicht, und weiß, wie vergeblich diese Hoffnung ist. Ich sehe die strengen Blicke der Männer und wünschte, ich wäre irgendwo ganz weit weg. Als die beiden endlich genug haben, werde ich nach draußen geschickt. Dort sitzen mir zwei Frauen in meinem Alter gegenüber. Sie starren an mir vorbei. Sie wirken verkrampt

und versuchen, das Zittern ihrer Hände zu verbergen. Minutenlang lausche ich der Stille. Dann werde ich wieder hineingerufen. Wie ich es denn gefunden hätte, das Gespräch, fragt der Mann mit Bart. Hätte besser laufen können, sage ich, aber sicher auch schlechter. Typische Fußballerantwort, bellt der Mann ohne Bart und verzieht dabei keine Miene. War ein guter Auftritt, säuselt der Mann mit Bart, und der ohne Bart fängt plötzlich an zu grinsen. Es dauert einige Sekunden, bis bei mir der Groschen fällt: Ich habe es tatsächlich geschafft. Von diesem Tag an bin ich Akademiker. Ich. Akademiker. Mein sozialwissenschaftliches Studium ist abgeschlossen. Endlich. Und: Erfolgreich.

Meinem Vater habe ich damals nicht das Holzscheit über den Schädel gezogen. Manchmal denke ich darüber nach, was heute anders wäre, wenn ich es doch getan hätte. Wahrscheinlich wäre ich nicht an der Universität, sondern dauerhaft in der Psychiatrie gelandet. Dafür würde meine Mutter vielleicht noch leben. Als der Krebs begann, sie zu zerfressen, hatte die Aggressivität meines Vaters ihren Höhepunkt erreicht. Er trägt einen immensen Anteil daran, dass sie kaum Kraft in ihre Genesung investieren konnte. Das wenige Geld, das er verdiente, ging zuverlässig für Alkohol und Zockerei drauf. Wenn er denn mal zu Hause war, setzte es häufig Schläge. Meine Mutter hatte frühzeitig die Schule geschmissen und keinen Beruf erlernt. Jetzt saß sie mit Anfang 30 schwer depressiv und todkrank in einer verwahrlosten Wohnung mit ihren vier Kindern und einem unberechenbaren Typen, von dem sie abhängig war und glaubte, sich nicht lösen zu können. Als ich neun Jahre alt war, erfuhr sie, dass es bald mit ihr zu Ende gehen würde. Viel zu spät warf sie ihn schließlich doch noch raus.

Natürlich gab er keine Ruhe. Eines Nachts trat er unsere Tür ein, randalierte, legte sich auf die Couch und schlief seinen Rausch aus, bis die Polizei ihn mitnahm. Es war tiefster Winter, aber für eine Reparatur der Haustür fehlten uns die Mittel. Den meisten unserer Nachbarn, die selbst nicht eben wohlhabend waren, galten wir nur als »die Asozialen«. Ein halbes Jahr lang kämpfte meine Mutter noch gegen ihr ärztlich angekündigtes

Ableben an. Sie reichte die Scheidung ein, musste die Pflege ihres langsam sterbenden Körpers und die Erziehung der schnell reifenden Kinder ihrer jüngeren Schwester überlassen.

Ich ahne, welche Gedanken einem beim Lesen dieser Geschichte in den Sinn kommen können. Warum hat meine Mutter diesen Kerl nicht viel früher verlassen? Weshalb hat sie keine Berufsausbildung abgeschlossen? Wir leben doch in einer liberalen Demokratie! Wer es wirklich will, kann sich nach oben kämpfen! Bin nicht ich mit meinem Uni-Abschluss das beste Beispiel dafür? Auch wenn auf den ersten Blick alles dafür spricht: Das bin ich nicht. Im deutschen Bildungssystem gibt es soziale Klassenschranken. Nur denjenigen, deren Eltern studiert haben oder zumindest eine solide bürgerliche Existenz führen, öffnet diese Gesellschaft den Schlagbaum. Wenn zu Hause nicht nur das Geld für Nachhilfestunden fehlt, sondern auch die Erziehungsberechtigten schon ab der achten Klasse außerstande sind, bei Hausaufgaben zu helfen, dann schmeißt man schnell demotiviert die Flinte ins Korn, sobald es in der Schule mal nicht mehr so gut läuft. Es entwickelt sich ein Teufelskreis, aus dem es aus eigener Kraft kein Entrinnen gibt.

Wer in die Mittelschicht hineingeboren wurde, mag sich die Dimension einer Herkunft von ganz unten schwer vorstellen können. Genau daran will dieses Buch etwas ändern. Es geht nicht darum, Mitleid mit mir, meiner Familie oder dem Rest der drolligen Unterschichtenbande einzuheimen. Denn, das dürfte jedem einleuchten, die Armen wünschen sich vieles in ihrem Leben, aber ganz sicher nicht Mitleid durch die, denen es besser geht. Weil die Mittel- und die Unterschicht, diese beiden objektiven Teile der Arbeiterklasse, sich in den vergangenen Jahrzehnten so weit voneinander entfernt haben, braucht es Vermittler, die den »einfachen Leuten« zeigen, dass sie gar nicht so schlimm sind, diese Akademiker; und die vor allem den Studierten klar machen, wie viel ihnen mehr Verständnis für »die da unten« einbringen kann.

Durch ein Buch allein, da mache ich mir gar nichts vor, kann idealerweise nur der zweite Weg gelingen. Und das funktioniert am besten, indem ein Eindringling in die Welt der

Bücher auch von seiner eigenen Lebensgeschichte erzählt. Das »Ich« dient dabei als plastisches Beispiel, über das die ausgeschlossenen Armen, die perspektivlos Zurückgelassenen, eben »meine Leute«, endlich Gehör finden können bei denen, die eigentlich wissen müssten, welch ein Skandal die zunehmende soziale Ungleichheit ist; die sich aber bislang selbst nicht als Teil des Problems verstanden haben.

Wie und warum Linke dazu beitragen, dass der gesellschaftliche Klassenhass gegen materielle Arme und von bürgerlicher Bildung fern Gehaltene sich reproduziert, das will ich in diesem Buch zeigen. Natürlich kann ich hier nur über die linke Bewegung in Deutschland und speziell über Westdeutschland sprechen. Die Situation und geschichtliche Entwicklung Ostdeutschlands bzw. der DDR wird dieses Buch nicht leisten können, weil das dem bewusst subjektiven Ansatz zuwiderlaufen würde. Dafür versuche ich aber, Eindrücke vieler Strömungen zu verarbeiten – vom anarchistischen Hausbesetzer bis zum staatstragenden Sozialdemokraten.

Warum sollte ich, so habe ich mich gefragt, weiterhin allein den Linken aus der Mittelschicht das Feld überlassen? Hauptberuflich arbeite ich seit einigen Jahren als Journalist. Kaum ein anderer Job ist in Deutschland für Leute mit einem Arbeiterhintergrund so schwer zugänglich. Ich möchte nicht mehr einfach hinnehmen, dass die saturierten Medienmacher zurückhaltende Menschen aus nicht-akademischem Umfeld mit ihrer Eloquenz und ihrer Überheblichkeit still halten.

Darum ist dieses Buch keine wissenschaftliche Abhandlung. Es formuliert keine »Wahrheiten« mit stilistisch angezogener Handbremse und penibler Begriffsstrenge, sondern will Gewissheiten hinterfragen, zur Diskussion anregen und Menschen zu Wort kommen lassen, die in der gesellschaftlichen Linken sonst stumm bleiben müssen – und zwar auf drei Ebenen: Mein eigenes (Er-)Leben setzt sich in Bezug zur gesellschaftlichen Produktion von sozialer Verachtung und fragt nach dem Anteil der Linken an der Stabilität dieses Klassenhasses. Deshalb kommen hier nicht nur sozial aufgestiegene Wirtschaftsbosse, Wissenschaftler oder hochrangige Politiker

zu Wort, sondern überwiegend diejenigen, denen Spott und Hass von allen Seiten gilt.

Das Buch konfrontiert die Leserin und den Leser mit verzweifelten Menschen, die nicht wissen, wie sie mitten in diesem schwerreichen Land ihre Kinder sattkriegen sollen; deren letzter Stolz aber darauf gründet, dass sie sich dennoch selbst zur Mittelschicht zählen (Kapitel 1). Es vermittelt die Perspektive des Hilfsarbeiterkindes, das es an die Universität schafft und dort mit dem elitären Gehabe der Bürgerkinder fremdelt (Kapitel 2). Es wird um Leute gehen, die noch vor wenigen Jahren glaubten, bis zur Rente eine sichere Arbeitsstelle zu haben und nach einer Entlassung binnen kürzester Zeit von Wohnung, Auto und Familie bis hin zu Gesundheit und Selbstachtung alles verloren haben – und sich dafür von dieser Gesellschaft auch noch anhören müssen, selbst schuld zu sein an ihrer Lage (Kapitel 3). Das Buch handelt auch von Menschen, deren Ohnmacht in diffuser Fremdenfeindlichkeit mündet und deren real empfundene Ängste eine in Selbstgewissheit lebende Bildungselite einfach nicht zur Kenntnis nehmen will (Kapitel 4). Es ergründet, warum gerade linke Strömungen wie die Grün-Alternativen (Kapitel 5) und die postmodernen Moralisten (Kapitel 6) jegliche Solidarität mit den Deklassierten aufgegeben haben. Und das Buch zeigt, wie linksliberale Medienmacher (Kapitel 7) sowie Künstlerinnen und Kulturschaffende (Kapitel 8) ihr Scherflein zum florierenden Klassenhass beitragen.

Keine Frage: Mich hat es richtig gut getroffen. Als Erster und bislang Einziger in meiner Familie habe ich, dank der Unterstützung an vielen Weggabelungen meines jungen Lebens, mehr als den Hauptschulabschluss erreicht. Nach dem Tod meiner Mutter wandte sich mein Vater von uns ab. Er versank im Drogensumpf und starb kurz vor meinem Abitur. Wenige Tage vor seinem Tod im Jahr 2003 hatte ich erfahren, wie es um ihn stand. Im Gegensatz zu meinem Bruder besuchte ich ihn nicht am Sterbebett. Es wäre mir unaufrichtig vorgekommen. Außerdem erschien es mir nicht wichtig, denn sein Tod ließ mich seltsam kalt.

Weil er sich acht Jahre zuvor nicht für uns interessiert hatte, kamen meine drei Geschwister und ich bei unserer Lieblings-tante Karin unter. Wir konnten aus der verschimmelten und viel zu kleinen Wohnung ausziehen und hatten mehr Platz. Zwar sind wir auch bei meiner Tante in bescheidenen und »bildungsfernen« Verhältnissen erwachsen geworden, aber immerhin ohne häusliche Gewalt und ohne Alkoholmissbrauch. Einer bestimmten Gefahr versuche ich angesichts dieser Biografie seit jeher zu widerstehen: Wer – wie ich – einen sozialen Aufstieg erleben darf, wird gern ideologisch vereinnahmt und muss als leuchtendes Beispiel dafür herhalten, dass in diesem Land jeder bei entsprechender Leistung absolut alles erreichen kann. Jedes Jahr erscheinen Studien, die das Gegenteil beweisen, und trotzdem hält sich dieses »Vom Tellerwäscher zum Millionär«-Bild bis heute.

In Wahrheit werden Arme immer ärmer und Reiche immer reicher. Wäre mir durch den frühen Tod meiner Mutter nicht eine besondere Aufmerksamkeit durch das Jugendamt und durch sehr gute Grundschullehrerinnen zuteil geworden, ich hätte es wahrscheinlich nur zum Hilfsarbeiter gebracht wie mein Vater. Denn selbst mit der staatlichen Unterstützung und in der Obhut meiner Tante ist mein Bildungsaufstieg weder allein auf Begabung noch nur auf Leistung zurückzuführen, sondern vor allem darauf, dass ich in manchen Situationen mehr Glück hatte als mein Bruder und meine beiden Schwestern. Eine Berufsausbildung kann niemand von ihnen vorweisen. Sie sind die meiste Zeit auf Hartz IV angewiesen und werden es schwer haben, da jemals herauszukommen.

Viele der Menschen, mit denen ich täglich zu tun habe, sehen in meiner wunderbaren Hartz-IV-Familie nur den strunzdummen Unterschichtspöbel. Dabei handelt es sich bei meinem Umfeld nicht etwa um Manager-, Rechtsanwalts- oder Gymnasiallehrertypen, die sich schon immer gerne über die ach so verkommenen Asozialen vom Bodensatz der Gesellschaft mokiert haben. Nein, ich bewege mich in einem linksliberalen und teilweise sogar linksradikalen Umfeld, in dem diese Verachtung für die Bildungsbürgerfernen mittlerweile

stark ausgeprägt ist. Gerade diese reflektierten Personen müssten eigentlich wissen, dass das deutsche Bildungssystem viele Menschen in jungen Jahren eliminiert – und sie dann auch noch glauben lässt, sie wären allein verantwortlich für ihr schulisches Scheitern. Das Treten nach unten ist dennoch leider auch in linken Milieus auf dem Vormarsch. In Zeiten allseitiger Prekarität, in denen fast jeder binnen kurzer Zeit vom unbefristeten Job in die sichere Armut rutschen kann, richtet sich von allen Seiten ein massiver Klassenhass gegen jene, die noch schwächer sind als man selbst.

Heutzutage zählt sich kaum noch jemand zur Arbeiterklasse. Es ist üblich, außer den Superreichen und den Ärmsten alle Menschen in Deutschland zu einer ominösen Mittelschicht zusammenzufassen und diese Gruppe zwischen Ober- und Unterschicht einzuordnen. Weil sie in der gesellschaftlichen Debatte leider fest verankert sind, verwende ich für die eigentlich allesamt objektiv zur Arbeiterklasse zählenden Leute, von denen ich hier schreibe, die Begriffe »Mittelschicht« und »Unterschicht« – obwohl ich sie analytisch für falsch halte. Denn es sind Kategorien, die Sozialwissenschaftler nach dem Zweiten Weltkrieg erfanden, um in der großen Systemkonkurrenz mit der Sowjetunion fälschlich zu unterstellen, dass in der Bundesrepublik Deutschland jeder alles erreichen kann, was er oder sie will.

Deutschland lässt sich dennoch nur als Klassengesellschaft beschreiben. Auch wenn die Quote der Studienberechtigten eines Jahrgangs im Jahr 2012 bei sagenhaft sozialdemokratisch anmutenden 59,6 Prozent stand und die Zahl der Studierenden mit 2,8 Millionen in absoluten Zahlen so hoch wie niemals zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland liegt, offenbart ein genauerer Blick eine sich vertiefende soziale Ungleichheit im Bildungssystem: Von 100 Kindern aus Nicht-Akademiker-Haushalten studieren 23, bei Kindern aus Akademiker-Haushalten sind es 77.

Noch niemals in der Geschichte befanden sich so viele Menschen in abhängiger Erwerbsarbeit wie heute. Nur weil in unseren Tagen frühmorgens in der Bahn immer weniger

Blaumann tragende Fabrikarbeiter zu sehen sind, hat sich die Sozialstruktur der Gesellschaft nicht grundlegend verändert. Objektiv können die allermeisten Menschen auch nach dem Ende des Industriezeitalters noch immer nur dann überleben, wenn sie ihre Arbeitskraft an die Eigentümer von Produktionsmitteln – zu denkbar ungünstigen Bedingungen – verkaufen. Sie haben nichts zu bieten als jene Arbeitskraft, während die Kapitalisten die Bezahlung und die Bedingungen der Arbeit beinahe beliebig niedrig ansetzen können, weil da draußen eine Masse von Erwerbslosen wartet, die diesen angebotenen Job sehr gerne annehmen würde. Nicht nur der Kfz-Mechaniker oder die Friseurin sind lohnabhängig, sondern auch Grafikdesigner, Freelancer, ja, sogar fast alle Journalisten und Künstler sind es. Die Arbeiterklasse besteht aus allen, denen jahrzehntelang abtrainiert worden ist, sich als Teil der Arbeiterklasse zu verstehen.

Das darf aber nicht bedeuten, jene feinen Unterschiede zu ignorieren, die es innerhalb der Arbeiterklasse gibt, weil sie dieses komplexe System des Klassenhasses überhaupt erst ermöglichen. Natürlich ist ein Lehrer nicht in gleicher Weise ein Arbeiter, wie es eine Altenpflegehelferin ist. Beide mögen keine Kapitalisten sein, lebensweltlich aber trennt sie viel: Je weiter jemand im Ranking des sozialen und kulturellen Kapitals oben steht, umso mehr Wert wird er darauf legen, sich nach unten abzugrenzen. Das kann der Konsum von Bio-Produkten ebenso sein wie der regelmäßige Gang ins Theater oder die exklusive Rucksackreise nach Südamerika.

Das hat zu einer Entfremdung geführt, zu einem wachsenden Misstrauen, zu subjektiven Interessengegensätzen zwischen Menschen, die im Kern vor allem ein einziges objektives Interesse vereint: die Überwindung der Ungleichverteilung des Reichtums, um die Armut in diesem Land und jenseits seiner Grenzen zu beenden. Berechnungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) aus dem Jahr 2015 belegen, dass das reichste Prozent der deutschen Bevölkerung insgesamt 33 Prozent des gesamten Vermögens besitzt, während die ärmsten 50 Prozent sich 2,5 Prozent des Gesamtvermögens teilen

müssen. Es liegt also auf der Hand: Anstatt sich gegenseitig für den eigenen Schlamassel verantwortlich zu machen, müsste besonders der lohnabhängige Großteil der Bevölkerung eisern zusammenhalten.

1. Einmal arm, immer arm

DER HASS AUF DIE UNTERSCHICHT

Schon wieder hat der 1. FC Kaiserslautern eine Spielzeit in der zweiten Fußball-Bundesliga in den Sand gesetzt. Jetzt gibt es hier nur noch eine Lösung: Bier. Wie so oft, denn das gepflegte Besäufnis ist am Aternweg in Kaiserslautern nicht etwa eine studentische Möchtegermnochomasche. In der Kneipe »Zum Ilona« treffen sich die, denen nichts anderes bleibt, als Tag für Tag in diesem sozialen Brennpunkt ihrem Elend trinkend zu entrinnen. Zum Beispiel Dibbes: Häufig sitzt der 55-Jährige allein in der hinteren Ecke gleich neben dem Billardtisch. Heute schnippt er den verbrannten Überschuss seiner Zigarette ständig neben den Aschenbecher. Seit einer halben Stunde murmelt er Unverständliches vor sich hin. Besonders laut wird er, wenn er eingängige pfälzische Kraftausdrücke mit »FCK« kombiniert. Er schreit dann förmlich. Dibbes ist stinksauer. Sein Verein hat an diesem Dienstagabend zu Hause 0:1 verloren. Gegen 1860 München und damit gegen einen direkten Konkurrenten im Kampf um den Ligaverbleib. »Ich war 1991 gegen Barcelona drobbe«, sagt Dibbes, nachdem ich mich ungefragt zu ihm gesetzt und mein Glas abgestellt habe.

»WARUM HAST DU NICHT NEIN GESAGT?«

»Drobbe«, das steht in Kaiserslautern synonym für das Fritz-Walter-Stadion auf einem Hügel namens Betzenberg, den die Fans vor jedem Heimspiel erklimmen müssen. Und 1991 gegen Barcelona, da wurde der schwerreiche spanische Meister von dem mittellosen kleinen Pfälzer Verein mit 3:1 abgefertigt. Das Hinspiel im Pokal der Landesmeister (so hieß die Champions League damals) war auswärts noch 0:2 verloren gegangen. Bis kurz vor Schluss lagen die Helden vom »Betze« dann im Rückspiel 3:0 in Führung und waren drauf und dran, das von Johan

Cruyff trainierte und mit Spielern wie Pep Guardiola, Hristo Stoitchkov und Michael Laudrup gespickte Starensemble aus dem Wettbewerb zu kegn. Bis zum Gegentor in der letzten Minute.

Noch bevor wir uns mit Namen kennen, erzählt mir Dibbes von dieser magischen Nacht, so wie er zuvor sicher schon so vielen Bekannten und Unbekannten von ihr erzählt hat: »De Ball is in unserm Strafraum ewisch unnerwegs. Urplötzlich steht do so e Schwarzkopp in de Luft.« Man sieht vor lauter Qualm die Hand vor Augen kaum, aber wie Dibbes mit beiden Armen wedelt, das ist nicht zu übersehen. »Bakero. Mit was für nem Schwung der de Balle über unsern Tormann Gerry Ehrmann ins Tor köppt, so was hab ich vorher noch nie gesieh.« Er fingert seine halb verdampfte Zigarette aus dem Aschenbecher. Der Brandrückstand fällt von ihr ab wie Schnee von einem unter der Last ächzenden Ast. Dibbes blickt mich immer noch nicht an. Dafür schüttelt er jetzt den Kopf. Nicht weil der FCK damals durch dieses Kopfballtor von Bakero aufgrund der Auswärtstorregel doch noch ausgeschieden war. Vielmehr weil sein Verein mittlerweile sogar aus der zweiten Liga abzusteigen droht.

Als der Niedergang dieses so stolzen Traditionsvereins FCK begann, da geriet auch Dibbes' Leben aus dem Tritt. Nach dem zweiten Bier stellen wir einander endlich vor, nach dem vierten traue ich mich, ihn nach seiner Vergangenheit zu fragen. Früher hatte der stoppelbärtige Pfälzer bei der Nähmaschinenfirma Pfaff inmitten von Kaiserslautern ein geregtes Erwerbsleben. Er fuhr sogar einen BMW, wie er mir mit kreisenden Handbewegungen erzählt, bei denen er plötzlich so enthusiastisch wirkt, als säße er gerade tatsächlich am Lenkrad seines Autos.

Ein Jobverlust zum falschen Zeitpunkt und ein Schuldenproblem ließen ihn in den Alkoholismus driften. Im Suff wurde er immer wieder handgreiflich gegen Frau und Kinder. »Die wolle nix mehr von mir wisse, un ich kanns auch verstehe«, murmelt Dibbes in seine mittlerweile nicht mehr in der Luft umherwirbelnde, sondern nur noch als Kinnstütze fungierende Hand, kaum hörbar inmitten der Schlagertechnoklänge

von Roland Kaiser. Während der Schnulzenbarde aus den Lautsprechern sein »Warum hast du nicht nein gesagt?« knödelt, stellt sich Dibbes genau diese Frage auch. Warum widerstand er nicht dem Charme der Schnapsflasche? Weshalb gibt er sich keinen Ruck und macht einen Entzug? Und wann war der Zeitpunkt erreicht, da er kein Zurück ins alte Leben mehr zu erblicken glaubte, keinen Ausweg aus der Sauferei sah, keinen günstigen Zeitpunkt für ein »Sorry« gegenüber der Familie fand? Gerade setzt Dibbes zum nächsten Schluck aus der Pulle an, da zwickt mich Heinz in die Seite.

ABGEHÄNGTE IN EINER ABGEHÄNGTEN STADT

»Wart mol ab, de Betze geht runner in die dritt Liga!«, brüllt er mich aus seinen großen, wachen Augen an. Mein müdes Lächeln übergeht er und setzt noch einmal neu an: »Mit dem Trainer kann des jo nur schiefgehe!« Ich lade ihn auf eine Fanta ein, und er kämpft sich freudig zum Stuhl neben mir durch. Bis vor ein paar Jahren hat Heinz als Möbelpacker gearbeitet – genau wie mein Vater. Sie sind lange Arbeitskollegen gewesen. Ich kenne ihn also schon ewig. Seit ihm eine Waschmaschine aus der Hand gerutscht und er mit dem Ding die Treppe heruntergefallen ist, ist Heinz frühverrentet und humpelt mehr schlecht denn recht durchs Leben. Immerhin, seine Alkoholsucht hat der 57-Jährige überwunden – dank zweier Leidenschaften: dem 1. FC Kaiserslautern und seiner Frau Emma, die gerade ihren Plausch mit der Wirtin beendet und vom Tresen zu uns herüberkommt. Mit 16 Jahren lernte die heute 52-Jährige ihren Heinz kennen; seitdem sind die beiden unzertrennlich.

Da sitzen wir also zu viert und schimpfen auf unseren FCK, schwärmen von früher und muntern uns gegenseitig mit Roland Kaiser auf, während die Kneipe sich zur Rushhour füllt. Es ist Anfang des Monats, das frische Hartz-IV-Geld ist da, und Ilona kommt kaum nach mit dem Bierzapfen. Man könnte meinen, in ihrer Kneipe träfen sich alle Stereotype der Unterschicht: Vom mit Tattoos übersäten Ex-Knacki über den notorischen Arbeitslosen mit den fettigen Haaren und die fünffache

Mutter Anfang 30 bis hin zum jugendlichen Schulabbrecher sind hier am Astenweg allerlei Leute versammelt, die in den USA als »white trash« (weißer Abfall) gelten würden und in Deutschland wahlweise »Asoziale«, »Hartzer«, »Alkis« oder »Prolls« heißen. Was der gesellschaftliche Mainstream nicht wissen will: Hinter jedem da gerade zu »Sieben Fässer Wein« bierbetankt umhertanzenden Menschen steht ein kompliziertes Schicksal.

Sie alle sind Abgehängte in einer abgehängten Stadt. Kaiserslautern zählt knapp 100 000 Einwohner und ist beim Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft grandios gescheitert. Nach und nach haben die arbeitsplatzträchtigsten Unternehmen diesem Ort den Rücken gekehrt. Geblieben sind Menschen, die einen Job verloren haben, von dem sie zu hoffen wagten, er würde ihnen ein Leben lang erhalten bleiben. Die Arbeitslosigkeit liegt rund vier Prozent über dem Bundeswert und sogar fünf Prozent über dem Landeswert für Rheinland-Pfalz. Anstatt mit den Nachbarn Baden-Württemberg und Hessen auf Augenhöhe zu agieren, steht Kaiserslautern bei der Arbeitslosenquote auf einer Stufe mit Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern.

Die Kaufkraft ist im Vergleich zu benachbarten Großstädten wie Saarbrücken, Trier oder Mannheim dementsprechend gering, so dass man sich werktags in der Fußgängerzone eher in einer heruntergekommenen britischen Industriestadt wähnt als im ansonsten prosperierenden Südwestdeutschland. In meiner Familie hat sich der Begriff »Window Shopping« etabliert, was vor allem meinen Schwestern mangels finanzieller Mittel zum »richtigen« Shopping eine behagliche Freizeitbeschäftigung geworden ist – allerdings nur sonntags, um nicht mit ansehen zu müssen, wie andere sich Klamotten kaufen können. Nur die Technische Universität bietet einer die Armut ignorierenden Politik noch Gelegenheit, Kaiserslautern zum unverzichtbaren Wissenschaftsstandort zu überhöhen und davon abzulenken, dass diese Stadt fast nur noch den wenigen technisch und naturwissenschaftlich Hochqualifizierten etwas bieten kann. Wer in einer der vielen Eigenheimsiedlungen der

ländlichen Vororte aufwächst, zieht nach dem Abitur weg und kommt später hin und wieder zu Besuch ins kuschelige Kinderzimmer. Alle anderen müssen und wollen für immer in der Westpfalz bleiben. Wen es am härtesten trifft, der landet hier im Aternweg.

Vor 15 Jahren zog Dibbes in den berüchtigten »Texasblock«, dem der Ruf vorauseilt, besonders brutale Zeitgenossen zu beherbergen. Bei alteingesessenen Kaiserslauterern firmiert die Gegend unter der alten Bezeichnung »Kalkofen«, den die Stadt vor gut zehn Jahren in Atern- und Geranienweg umbenannt hat. Umgeben vom dicht bewachsenen Pfälzer Wald, lässt sich das Gespenst des sozialen Brennpunkts von hier nicht einfach sprachlich vertreiben: Kalkofen ist stadtweit mehr als ein Name oder ein Ort, er ist vor allem Warnung und Vorurteil. Was auch mich traf, obwohl ich zwei Kilometer von dort entfernt aufgewachsen bin.

Wer einmal hier strandet, kommt nicht mehr weg. In den zehn baufälligen Wohnblöcken leben 350 Menschen in sogenannten Schlichtwohnungen unterhalb des Existenzminimums. Wenn das Wetter gut ist, spielt sich das soziale Leben überwiegend draußen in den mit stinkendem Schutt beladenen Höfen ab. Drinnen gibt es in den meisten Badezimmern weder Dusche noch Badewanne, auch sucht man in den gedrunghenen Räumen vergeblich nach einem Warmwasseranschluss oder einer Heizung. Die Fenster sind nur einfach verglast und die Wände nicht wärmedämmend. Häufig schließt sogar die Haustür nicht richtig. Um eine Reparatur kümmert sich niemand, weil in diesen Baracken der Besitzlosen das Stehlen ohnehin sinnlos wäre. 75 Euro zahlen die Bewohner monatlich an die Stadt als Nutzungsentgelt. Weil sie keinen Mietvertrag haben, sind ihre Anrechte auf eine menschenwürdige Wohnsituation stark eingeschränkt.

In Ilonas Kneipe finden viele von ihnen Zuflucht in der Gemeinschaft. Der Abend zeigt mir, dass es bei ihr trotz aller Not fröhlich zugeht, wenn auch selten politisch korrekt. Als eine Frau am Nachbartisch kurz vor Feierabend morgens um drei gebeten wird, ein weiteres Bier zu bringen und dabei die

Ansprache »süße Thekenschlampe« hört, schiebt sie dem jungen und für März auffallend braun gebrannten Mann grinsend sein Glas hin und sagt: »Hier, aber spar dir noch ein paar Kröten für die Sonnenbank, du Elektroneger!« Da die Stadt in den leerstehenden Schlichtwohnungen neuerdings Flüchtlinge einquartiert, sind bei Ilona häufig auch sie zu Gast. Mit Vorbehalten vonseiten der Alteingesessenen, versichern mir mehrere Stammgäste, wurden sie hier bislang noch nicht konfrontiert. Aber hin und wieder fallen Ausdrücke wie »Kameltreiber« oder »Kümmeltürke«.

Vielen Menschen aus behüteten Verhältnissen ist das ein gern genutzter Vorwand, um sich nicht mit »denen da unten« auseinandersetzen zu müssen. Sie messen das Leben der Unterschicht an ihren eigenen Maßstäben und sehen deren miserable Lage als Resultat falscher Lebensentscheidungen und mangelnder Leistungsbereitschaft, sie betrachten die Armut der Leute also vor allem als freiwillige Bildungsverweigerung. In Wahrheit besteht der Unterschied darin, dass den Mittelschichtskindern ihre Jugendsünden und Fehlentscheidungen verziehen und sie durch Eltern oder andere Verwandte materiell und seelisch aufgefangen werden, während die Mittellosen einfach ins Bodenlose fallen und gar nicht erst die Chance erhalten, ein Sensorium für diskriminierungsfreie Sprache zu entwickeln.

ATEMLOS AM ASTERNWEG

Sind diese Leute abgerutscht, avancieren sie auch noch zur Zielscheibe grenzenloser Verachtung, die in den Medien spätestens seit der Einführung von Hartz IV in den Jahren 2003 bis 2005 dauerpräsent ist. Nicht nur *Bild*, *Stern* oder andere Boulevardblätter, auch selbsternannte Qualitätsmedien mischen dabei kräftig mit. Im Frühjahr 2005 erschien eine Ausgabe der Zeitschrift *Geo Wissen* mit dem Schwerpunktthema »Sünde und Moral«. Eingerahmt wird das mit christlicher Mystik aufgeladene Heft durch eine Illustration der »klassischen Tugenden« zu Beginn des Magazins und der »modernen Todsünden«

an dessen Ende. Im hinteren Teil findet sich als doppelseitige Illustration der Todsünde Gleichgültigkeit das Foto eines älteren Mannes und einer beleibten Frau.

In offensichtlich ungewaschener Kleidung sitzen sie nebeneinander auf einem abgenutzten grauen Sofa und verfolgen teilnahmslos das Fernsehprogramm. Beide stochern auf ihren Tellern herum, in denen große Kartoffelstücke und eine nicht definierbare Masse in fetter Bratensoße schwimmen. Hinter dem Sofa zeichnet sich eine zwar bunte, aber erkennbar verblasste Tapete ab. Auf beiden Körpern prangen Tattoos, die das ungepflegte Äußere des Duos stimmig abzurunden scheinen. Unter dem Bild steht der Text: »Soziale Verwahrlosung – diese Trägheit des Herzens – gibt es in allen Gesellschaftsschichten. Auffällig wird sie aber nur dort, wo sich innere Lieblosigkeit und äußere Wurstigkeit vereinen. Im sogenannten white trash, der heruntergekommenen Lebensart eines Teils der Unterschicht, ergeben sie eine unansehnliche Melange: Menschen, die seelisch erkalten und unempänglich werden für Signale jeglicher Art.«¹

Damit hat die Redaktion einer sich populärwissenschaftlich gebärdenden Zeitschrift auf nur zwei Seiten alle Ebenen des Hasses auf die Unterschicht abgehandelt: Das Foto verhöhnt eine Bevölkerungsgruppe durch die Akzentuierung optischer Klischees; in Kombination mit dem herablassenden Text entsteht das Bild einer Unterschicht, die selbst schuld ist an ihrer Lage, weil sie »gleichgültig« erscheint – ihre Armut soll deswegen gerechtfertigt sein. Die Einschränkung, es handle sich nur um einen Teil der Unterschicht, dient als Absicherung gegen die Kritik an einer Pauschalisierung, die durch die Produktion der Doppelseite als Prototyp einer Todsünde natürlich trotzdem billigend in Kauf genommen wird, wenn sie nicht sogar beabsichtigt ist.

Auf den ersten Blick sieht tatsächlich alles nach Gleichgültigkeit aus, als ich wenige Stunden, nachdem Ilona ihren Laden dichtgemacht hat, zum Asternweg zurückkehre. Mit Heinz und Emma bin ich vor deren Häuserblock verabredet. Im Hof toben Kinder mit Hunden umher. Während aus einem offenen Fenster laut aufgedreht Helene Fischers »Atemlos durch die Nacht«

dröhnt, denke ich, dass auch hier am A sternweg alle atemlos sind. Ruhe scheint an diesem Ort nie wirklich einzukehren: Die Straße, die niemals schläft. Vor der Front des ockerfarbenen Hauses sitzt Dibbes auf einem sperrmüllreifen Holzstuhl vor einer versifften Bierbank; er klopft sich eine Zigarette aus der Schachtel und nimmt einen kräftigen Schluck aus seiner Parkbräu-Flasche.

Sein verschlissener FCK-Fanschal trägt den Aufdruck »Deutscher Meister 1991«, nicht jedoch den vom letzten Titelgewinn vor dem tragischen Absturz des Vereins. Das war 1998. Damals interessierte sich Dibbes nicht sonderlich für den FCK. Es war das Jahr seiner Entlassung bei dem Nähmaschinenhersteller Pfaff, der ihm 20 Jahre lang einen sicheren Arbeitsplatz geboten hatte. Seine Erkenntnis nach all den Jahren in der Perspektivlosigkeit bringt er bei unserem Smalltalk schnell auf den Punkt: »Ob mit Arbeit oder ohne: Verarscht wern wir doch eh alle.« Er ist stolz auf diesen Satz, denn mit dem Anschein eines Lächelns hebt er seine Bierflasche und prostet, ins Leere blickend, dem vor zersprungenen Fenstern wimmelnden Block gegenüber entgegen. Vom Himmel nieselt der Regen herab, es riecht nach Kellerkälte, Geröll und Brandrückständen.

»Schunn wieder am Saufe?«, schallt es von der anderen Seite zu uns herüber. Heinz sitzt lachend im Unterhemd am Fenster und sagt, er komme gleich zu uns. Ein paar Minuten später kämpft sich der nicht sonderlich hochgewachsene Mann mit schwankend-breitbeinigem Gang aus dem Hausflur und steuert, seine um einen Kopf größere Emma im Arm, direkt auf uns zu. Als er Dibbes' Schal sieht, deutet Heinz auf das FCK-Wappen an seiner Jacke und lästert erst einmal minutenlang über die »Versager do drobbe«. Während er einen großen Schluck Wasser aus seiner Plastikflasche trinkt, nutze ich die Gelegenheit und lenke das Gespräch auf unser eigentliches Thema: Was denken sie, wenn sie den Begriff »Unterschicht« hören? Die Frage enthält ein Reizwort, und darum möchten die drei offenbar sehr gerne darüber sprechen. Mit »Unterschicht« verbindet Heinz nicht etwa sich selbst. Ihm fällt da jemand ganz anderes ein: »De Florida-Rolf!«

Welch gutes Gedächtnis! Denn die Geschichte um Florida-Rolf liegt einige Jahre zurück. Im Sommer 2003 und damit inmitten der Werbephase für das rot-grüne Sozialabbau-Programm Agenda 2010 berichtete die *Bild-Zeitung* über den damals 64-jährigen Frührentner Rolf J., der im US-amerikanischen Miami lebte und monatlich Sozialhilfe aus Deutschland erhielt, womit er seine Wohnung finanzierte. Das Springer-Blatt bezeichnete den Mann in einer wochenlangen Kampagne als »Florida-Rolf«. Es schlagzeilte zuerst mit dem Ausspruch »Er lacht uns alle aus« und danach mit einer auf das Grundsätzliche abzielenden rhetorischen Frage: »Leben wir eigentlich im Sozial-Schlaraffenland?« Die damalige Bundessozialministerin Ulla Schmidt (SPD) reagierte erstaunlich schnell und änderte das Gesetz, denn – so sagte sie – »Sozialhilfe unter Palmen« solle es ab sofort nicht mehr geben.

»Des war doch rischdisch so«, findet Emma. Sie hat nach ihrem Volksschulabschluss eine Lehre als Hauswirtschafterin gemacht. Als sie Mutter von Zwillingen wurde, hängte sie den Job an den Nagel und kümmerte sich um die Erziehung ihrer Kinder. Fortan war nur noch Heinz für den Lebensunterhalt der Familie zuständig. Er hatte immer gut zu tun, in Kaiserslautern leben viele betuchte US-amerikanische Soldaten, die ständig die eigenen vier Wände wechseln und sich teure Umzugsfirmen leisten können. Manchmal kloppte er wochenlang Zehn-Stunden-Schichten, sechs Tage die Woche. »Wie so'n Managertyp, nur wirklich anstrengend«, kichert Heinz. Weil er nach Stunden bezahlt wurde und seinen Lohn am Ende des Monats immer in bar ausgehändigt bekam, glaubt er, die Bedeutung von im Schweiß seines Angesichts selbst verdienten Geldes noch buchstäblich zu kennen. Typen wie dieser Florida-Rolf bringen Heinz und Emma auf die Palme, denn – so schrieb es die *Bild-Zeitung* und so sieht es auch das Pärchen vom Aternweg – es gebe in Deutschland viel zu viele Schmarotzer. Das sei nicht gerecht. Seinesgleichen müsse »nach harten Jahrzehnten mit ner Mini-Rente klar kumme, un do liegt jemand uf unsre Koste in de Sonne«.